Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 9. 5. 1937 | Nr. 19

Mehr Gerechtigkeit!

Das Organ der SS „Das Schwarze Korps“ veröffentlichte in der 18. Folge vom 6. Mai 1937 folgenden Aufsatz an leitender Stelle:

Es hat zu allen Zeiten ein Generationsproblem gegeben, ein „Sich-nicht-verstehen-können“ zwischen jung und alt, aber in unserer Zeit ist es am härtesten, weil die Jugend den Staat erobert hat und das Alter folgerichtig unter ihren Willen zwingt.

„Wartet, ihr werdet euch schon die Hörner abstoßen“, sagten unsere Großväter zu unseren Vätern, wenn diese Jugend von damals revolutionäre Ansprüche anmeldete.

Worte, die verbittern.

„Was wollt ihr?“, sagen unsere Jungen zu ihren Vätern, „ihr seid abgemeldet; wir schmeißen den Laden auch ohne euch; in ein paar Jahrzehnten ist eure Generation ja doch ausgestorben!“

Das ist die Meinung der Jugend in ihrer absichtlich gewählten härtesten Formulierung, und man kann es der älteren Generation nicht verargen, daß sie nun nicht in rührender Bescheidenheit das Altenteil bezieht, um gottergeben auf das Aussterben zu warten. Denn das Schicksal hat sie etwas stiefmütterlich behandelt.

Auch diese Generation war einmal jung und aufbegehrend, aber sie hat sich die Hörner abstoßen müssen. Unsere hingegen hat sich durchgesetzt und nimmt nun ein Recht wahr, das die Alten niemals besaßen. Das gibt den „Alten“ manchen Grund, mit diesem Schicksal zu hadern.

Sie sind zu klug und zu erfahren, vielleicht auch zu alt, um in die „Opposition“ gehen zu können. Aber sie schaffen sich ihre „Reservate“, in die sie sich zurückziehen, um sie grimmig zu verteidigen. Beim einen ist es „wirtschaftliches Denken“, beim andern die Religion, beim dritten die Wissenschaft, beim vierten ein Standesbewußtsein, ein Ehrbegriff, eine Tradition, ein Nichtloskommen vom Weltkrieg vielleicht.

Nun sind freilich die Begriffe Jugend und Alter nicht klar voneinander abzusetzen. Es gibt vergreiste Jugendliche und jugendliche Greise.

Die Bewegung, die Deutschland rettete, hatte kaum einen jugend-stürmischeren Vorkämpfer als den ehrwürdigen Vater Litzmann; man könnte andererseits bei eingehenden Bemühungen vielleicht noch so etwas wie einen Korpsstudenten finden, der mit 23 Jahren an hoffnungsloser Verkalkung leidet und nur als eigensinnig greinender Greis zu werten ist. Aber was nutzt uns diese Erfahrung, wenn ein Gegensatz zwischen jung und alt doch alle Tage betont wird, wenn das Alter ganz allgemein die „maßlosen Ansprüche“ der „Jugend“ beweint, die Jugend ebenso allgemein dem „Alter“ seine „Unfähigkeit“ bescheinigt. Das Problem ist da und läßt sich nicht einfach hinwegphilosophieren.

Die Entwicklung.

Es läßt sich allerdings auch nicht durch eine Patentlösung beseitigen. Denn es ist doch nun einmal geschichtliche Tatsache, daß nicht die junge Generation, sondern die alte das Zweite Reich zerbrechen ließ, mag die Schuld auch nicht beim einzelnen liegen, etwa bei seiner Unfähigkeit oder in seinem Mangel an Mut, sondern in der materialistischen Denkungsart einer ganzen Epoche (deren Folgen in unserer Aufsatzreihe „Das Zweite Reich“ sehr deutlich dargestellt werden). Und es ist wiederum geschichtliche Tatsache, daß nicht etwa ein Sichbesinnen des Alters, eine gesunde Reaktion, das Zwischenreich überwand und das neue Reich erstehen ließ, sondern allein die jugendliche Kraft einer ihrem innersten Wesen nach wahrhaft jugendlichen Weltschau.

Das ist, vom Standpunkt des Alters aus gesehen, eine tragische Kaltstellung, aber es war eine Kaltstellung durch Selbstaufgabe, durch Zermürbung und Verzweiflung. **Und es ist ein durchaus ehrenvoller Abgang vom Podium der Geschichte, denn diese alternde Generation hat in der Kriegs- und Vorkriegszeit wahrlich genug geleistet!**

Das aber ist der entscheidende Angelpunkt des Jugend-Alter-Problems im neuen Staate. Wir können es nicht beseitigen, weil unsere Blicke nach vorwärts gerichtet sein müssen und weil uns das Völkerschicksal zu Eilmärschen zwingt. Aber wir können es mildern, indem wir es unter das sittliche Recht unseres Leistungsprinzips stellen.

Unser Leistungsprinzip ist nicht zeitgebunden. Wir können den Menschen nicht allein nach seiner gegenwärtigen Leistung und ausschließlich nach gegenwärtigen Maßstäben bewerten. Wir müssen sagen: Was du jemals, gestern oder heute, für dein Volk geleistet hast, sichert dir die Stellung in der Gemeinschaft, die wir aufbauen.

Leistung als Maßstab.

Die Alltagsleistung, die uns heute wesentlich erscheint, ist morgen vielleicht vergessen. Leistungen der Vergangenheit aber, die wir heute eben als „vergangen“ ansehen könnten, werden sich vielleicht als geschichtliche Leistungen erweisen. Man muß deshalb gerecht gegeneinander abschätzen.

Es könnte sein, daß ein Mann auf seinem Spezialgebiet Großes geleistet hat, als Facharbeiter oder Ingenieur, als Soldat oder Erzieher, als Bauer oder Unternehmer, daß er aber jetzt, in seinem Alter, ein „Reservat“ bezieht, daß er — bildlich gesprochen — ein schlechter Marschierer ist, daß er sich in Organisationen nicht recht einfügt, daß er ein Einzelgänger ist, der in der Gemeinschaft als Stein des Anstoßes wirkt.

Dann ist es unrecht, ihn allein deshalb zu verdammen und ihn alle Tage fühlen zu lassen, daß er nicht mehr zu uns gehöre und daß man nur auf sein Aussterben warte.

Denn dieser Mann hat etwas für uns geleistet, und irgendwie und irgendwo zehren wir noch von seiner Leistung. Daß er nicht mehr jung genug, nicht schmiegsam genug ist, sich „anzupassen“ — wer wollte ihm das verargen, da ja die allzu Schmiegsamen auch nicht nach unserem Geschmack sind? Wäre es nicht unseres Leistungsprinzips würdig, ihm zu sagen: Lieber Volksgenosse X, Ihre Sammellistenerfolge können zwar mit denen eines 18jährigen Lehrlings nicht konkurrieren, aber wir bewerten die Menschen nach ihrer Gesamtleistung auf allen Gebieten der Pflichterfüllung, und da dürften Sie doch günstiger abschneiden! . . .

Und wenn einer daherkommt und sagt: der Mann wird ja dafür bezahlt, daß er etwas leistet, dann kann man ihm nur väterlich auf die Schultern klopfen und erwidern: Lieber Freund, wenn allein der Lohn die Leistung hervorrufen könnte, brauchten wir zur Bewältigung des Vierjahresplans nur die nötige Anzahl von 12 000-Mark-Gehältern auszuwerfen und könnten uns dann beruhigt auf die andere Seite legen.

Unterscheiden können!

Wir sind wahrlich stark genug und hinreichend innerlich gefestigt, um uns mit gewissen Eigenheiten, Vorbehalten und Reservaten der „Alten“ abfinden zu können, ohne deshalb auf unseren Totalitätsanspruch zu verzichten. Wer die nötige innere Sicherheit hat, wird immer feststellen können, wo das „Reservat“ aufhört und bewußte Staatsfeindlichkeit, böswillige Reaktion beginnt.

Nicht jeder ist ein Reaktionär, der z. B. auf politisches Kraftmeiertum beleidigt „reagiert“. Je älter der Mensch ist, um so empfindlicher trifft ihn wirkliche oder scheinbare Mißachtung. Wir aber wollen die Jugend lehren, daß Achtung vor der Leistung keine Schwäche ist, sondern das untrüglichste Kennzeichen innerer Sicherheit und großen Selbstvertrauens.

Zum Muttertag

Wie das Dach auf unserm Haus,
Wie der Krug für meinen Strauß,
Wie der Vogel auf der Brut,
Wie im Herd die fromme Glut,
Wie das Tuch aus blauem Flachs,
Wie der Kerze weißes Wachs,
Wie das Lämpchen in der Nacht,
Das dem Kranken Trost gebracht,
Wie die Sonne in den Reben,
Liebe Mutter, ist Dein Leben,

Wie im Haus die Orgel klingt,
Wie im Strauß die Knospe springt,
Wie der flügge Vogel schwärmt,
Sich am Herd ein Kätzchen wärmt,
Wie der Tau auf blauem Flachs,
Wie das Licht auf weißem Wachs,
Wie des Kranken leiser Mund,
Lächelnd sagt: ich bin gesund!
Wie die Traube in den Ranken,
Liebe Mutter, sei mein Danken!

Ruth Schaumann.



Meine Mutter.

Von Heinrich Lersch.

Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgescheiteltes Haar. Die feine, aber doch starke Nase war von Sommersprossen etwas gebräunt; dunkel leuchteten die braunen Augen, und sie trug auch immer dunkle Kleider. Im Sommer band sie ein weißes Tuch um die Stirn; sobald die Sonne schien, litt sie unter heftigen Kopfschmerzen. Im Winter hustete sie viel; wenn sie eine kleine Last trug, ging ihr Atem schnell und heftig. Von dem vielen unterdrückten Husten mußte sie wohl den schmalen, etwas zusammengepreßten Mund bekommen haben, der um der Worte Wert und Gestalt wußte. Sie hatte 7 Kinder. Kesselschmiedsbrut kommt schon halbtaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so klang manchmal vom Waschfaß leise und ruhig das Wort: „Kinder!“ Solche durchtönende Kraft, Zauber und Macht ging von Mutters Sprache aus, daß wir nicht nur gebändigt gehorsam, — sondern in uns gestillt und beruhigt wurden. Mit dem einzigen Wort: „Kinder!“, — in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild, hat Mutter uns erzogen. Nie trotz dieser proletarischen Umgebung nur ein rohes oder Schimpfwort sprach sie aus; sie glaubte so an das Anständige und Gute in ihren Kindern, daß Beifügungen wie „bös oder schlimm“ in ihrer Sprache fehlten. Sie hat uns nie etwas zu tun befohlen, nie gesagt: „Ihr müßt! Ihr sollt!“ — Wenn wir etwas zu tun unterlassen hatten, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, daß sie an den anständigen Kerl in uns glaubte. Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne.

Zärtlichkeiten waren unbekannt. Nie werde ich den ersten Kuß vergessen, den sie einem ihrer Kinder gab. Als Achtjähriger erwachte ich eines Nachts, tastete mich voll Unruhe durchs dunkle Haus in die Küche, stieß im Finstern an die Bank, fühlte auf dem Bankbrett ein kleines, eiskaltes Gesicht, dann den nackten, kalten Säugling. Ich tastete über den Tisch hin, stieß auf die Mutter, die mit dem Kopf über dem Arm eingeschlafen war. Da erwachte sie, machte Licht und fragte: „Heini was fehlt dir?“ Ich wies auf die Bank und sagte: „Leg ihm doch ein Kissen unters Köpfchen und decke es zu!“ Da beugte sie sich über das kalte Gesicht und sprach: Hermann ist tot, er braucht kein Kissen mehr, er ist diese Nacht gestorben.“ Dann küßte sie das tote Kind auf den Mund und da sah ich die ersten Tränen in der Mutter Augen. Wir erfuhren es erst später von der Nachbarin, daß sie fast jede Nacht mit dem wimmernden Kind in der Küche gewacht hatte, damit der Vater wenigstens schlafen konnte. Auch ein kleines Schwesterchen starb nach langer Krankheit. Jedes Jahr wurde ein neues Kind geboren und dann sahen wir Mutter drei Tage nicht; es waren die einzigen Tage, an denen sie krank feierte und ausruhte. Neunmal hat sie geboren. Wenn am vierten Tag Kindtaufe war, tat sie, ein wenig blasser wie vorher, ein wenig magerer, ihre gewohnte Arbeit. Sie weigerte sich beharrlich, mit am Festtagstisch zu sitzen, sie bediente die Taufgäste, wie sie das ganze Jahr über diente. Keiner von uns hat Mutter je mit am Familientisch essen sehen. Dreißig Jahre lang stand sie, wenn wir, Vater und Kinder, beim Essen saßen, zwischen Tisch und Kochherd, — manchmal angelehnt in ausruhender Müdigkeit, aber immer gewärtig, einen Teller aufzufüllen oder eine Schüssel zu bringen. Zwischenbei richtete sie Vesperbrot für die Ausgehenden, ordnete oder säuberte still, daß sie niemand störte. Erst, wenn wir zur Arbeit weg waren, aß sie für sich allein.

(Schluß siehe Rückseite.)

Mutter.

Es klingt um dich so froh wie Erntesegen.
Die Feierglocke singt auf deinen Wegen,
und dein Gesicht ist wie ein Buch,
in das dein Leben Lieb und Tränen trug.
Und am Altare deines Herzens brennen Lichter,
Drin spiegeln sich die schönsten Engelsangesichter.

Max Jungnickel.

Der Anfang.

„Wo bin ich hergekommen, wo hast du mich aufgelesen?" fragte das Kind seine Mutter.

Sie antwortete halb weinend, halb lachend und drückte das Kind an ihre Brust:

„Du warst verborgen in meinem Herzen als seine Sehnsucht, Liebling.

Du warst in den Puppen meiner Kinderspiele; und wenn ich aus Lehm das Bildnis meines Gottes formte jeden Morgen, dann formte und vernichtete ich dich.

Du warst mit eingeschlossen in der Gottheit unseres Hauses; sie verehrend, verehrte ich dich.

In all meinem Hoffen und Lieben, in meinem Leben, in dem Leben meiner Mutter hast du gelebt.

Im Schoß des unsterblichen Geistes, der über unserm Hause waltet, bist du genährt worden durch Menschenalter.

In meiner Mädchenzeit, da mein Herz seine Blumenblätter aufschloß, schwebtest du als ihr Duft darüber.

Deine zarte Sanftheit blühte in meinen jugendlichen Gliedern wie ein Wolkenglühn vor Sonnenaufgang.

Himmelserwählter Liebling, Zwilling des Morgenlichts, du bist den Strom des irdischen Lebens heruntergeschwommen und zuletzt bist du an meinem Herzen gestrandet.

Ich schaue in dein Gesicht, und Unfaßbares überkommt mich: Du, der alles gehört, bist mein geworden.

Vor Angst, dich zu verlieren, halt' ich dich eng an meine Brust. Welcher Zauber hat den Schatz der Welt in diese meine schlanken Arme verstrickt!"

Rabindranath Tagore
Aus „Der zunehmende Mond".

Hindenburgs Ahnfrau.

Urgroßmutter Mönnich war eine geborene Berger. Handelt es sich dabei um den Siebenjährigen oder den Dreißigjährigen Krieg, darüber schwankt die Erinnerung. Aber es bezog sich auf eine Vorfahrin der Familie Berger: Es war ein alter Herr, vielleicht ein Pastor, der als Witwer mit drei Kindern lebte. Da kamen die Feinde und verwüsteten alles in der Nachbarschaft. Deshalb brachte der Vater seine Kinder in den Wald, das älteste war etwa zehn Jahre alt, gab ihnen ein Brot mit, und sie mußten sich in einem hohlen Baum verstecken, den sie von ihren Spielen her gut kannten. Der alte Vater blieb in der Nähe, sie konnten durch eine Öffnung ihn beobachten. Da kamen Reiter, fragten und forderten allerlei von dem Alten. Er stand mit gehobenen, gefalteten Händen bittend vor ihnen, aber er verweigerte die Auskunft. Da fesselten sie ihm Hände und Füße, ein Reiter band an die Beine Stricke an und hinten an den Sattel, und sie jagten davon. Der Rücken des alten Mannes schleifte auf der Erde, das weiße Haupt schlug an Wurzeln und Steine — und weiter sahen die Kinder nichts mehr vom Vater, er wurde wohl zu Tode geschleift. Die Kinder krochen aus dem Baum, sahen ihr Heim in Flammen aufgehen, gingen meilenweit, brachen sich Brotstücke ab, bis alles verbraucht war. Dann sagte die Älteste am Kreuzweg, wo drei Wege sich teilten: „Jetzt müssen wir uns trennen, jeder einzelne versucht durchzukommen, zu dreien nimmt uns niemand auf". Sie küßten sich, dann ging jedes seinen Weg, nie haben sie später voneinander gehört. Die Älteste wanderte tagelang, bekam hin und wieder etwas zu essen, aber keiner nahm sie auf. Bis sie eines Sommerabends an ein Stadttor kam, da saß vor dem Haus ein älteres Ehepaar, das fragte das weinende Mädchen, wohin es wolle. — Und das kinderlose Ehepaar nahm die Kleine auf, die mit wundgelaufenen Füßen, halb verhungert vor ihre Tür gekommen war. Dieses Mädchen wurde, verheiratet, die Altermutter der Berger. — So die Erzählung der Großmutter.

Das erzählt Hindenburgs Bruder, Bernhard von Hindenburg, in seinem Buch „Feldmarschall von Hindenburg".

Der germanische Zweikampf.

Von Professor **Dr. Eduard Heyck.**

Zu den Wunderlichkeiten, die in der Gelehrtenwelt zuweilen auftauchen, gehörte um 1896, daß ein deutscher Geschichtsprofessor die germanische Geschichtlichkeit des Zweikampfes und der zugehörigen Ehrbegriffe in Abrede zu stellen suchte und der Ursprung ein spanisch-französischer neueren Datums sein sollte. Diese Behauptung brach sehr schnell unter der sachlichen Widerlegung zusammen. Der Zweikampf wegen verletzter Ehre ist bei den Germanenvölkern vorgeschichtlich uralt, und zwar auch schon der an Gesetze und Bräuche gebundene. „Einwig", hieß er im frühesten Deutsch, im Norden „einvigi", nämlich als Alleinkampf der Gegner, während anderweitige Gewaltsamkeiten, Schädigungen, Tötungen die Sippen als solche für Fehde und Blutrache in Anspruch nahmen.

Das gesamte Gerichtswesen ist jünger als Zweikampf und Fehde. Später kamen Bemühungen auf, den blutigen Austrag zu vermeiden, durch Vergleiche, friedliche „Richtungen", wie man in der Rechtsprache altertümlich noch bis vor hundert Jahren sagte. Der Sinn des Wortes ist das wieder-gerade-Richten, und davon kommt auch der Ausdruck Gericht her. Dies war die größere Versammlung als nur die zwei beteiligten Sippen. Ihr brachte man den Vergleich zu Gehör, die dadurch die Erfüllung gewährleistete, zunächst wenigstens moralisch, allmählich auch nachdrücklicher. Mit der festeren Durchbildung des Gericht-Things begann dann auch diese Einrichtung von sich aus zu entscheiden, zu urteilen und zu strafen. Indessen hat noch lange bis in die Geschichtszeiten auch die außergerichtliche Selbsthilfe bestanden und begreiflicherweise die persönliche Ehrverletzung am längsten den Zweikampf einem Gerichtsentscheid vorgezogen.

Quellen für die alte Art und Regelung der Zweikämpfe haben wir am reichsten aus Schweden, Norwegen und Island. Von dort stammt auch der Ausdruck Holmgang, weil für den abgesteckten Kampfplatz gern eine Insel (germanisch Holm) oder eine Flußschlinge, eine kleinere Halbinsel gewählt wurde. In der Regel setzte man drei Tage Frist bis zum Austrag der Forderung. Nach altertümlichstem Gebot waren die Kämpfer nackt. Späterhin verbürgte man die Gleichheit der Bedingungen durch bestimmte Kleidung, ebenso durch die Gleichheit der Waffen, Art, Lang- oder Kurzschwert; nicht immer kamen die Schilde dazu. Besucher von Gotenburg oder Stockholm kennen die in beiden Städten aufgestellte Gruppe des Bildhauers Jch. Peter Molin, der sie 1859 vollendete, die Bältespännare: ein Gürtel (bälte) schnürt die nackten zwei Kämpfer eng zusammen, die schildlos sich mit dem Kurzschwert oder Dolch zerfleischen. Altschwedisch war „spänna bälti" der Ausdruck für diese harte Form des Austrags.

In den zahlreichen Gedächtniserzählungen, den Sagas, welche die unschätzbare Schreibseligkeit der Isländer hauptsächlich im 13. Jahrhundert aufgezeichnet hat, kommen die mannigfachsten Zweikämpfe vor. Oft werden sie in sorgfältiger Ausführlichkeit erzählt, weil der Familienehre sehr daran gelegen war, die meist schon um viele Geschlechter zurückliegenden Begebenheiten gegen Entstellung des Anlasses und des Hergangs zu sichern. Von dem um 900 lebenden stolzen Hrafnkel, dem Goden eines Freyr-Heiligtums, berichtet die Saga, wie er sich niemals auf Entschädigungen einließ, was immer er auch getan haben mochte, und daher in vielen Zweikämpfen stand. Danach erfaßte ihn aber doch ein Thingverfahren, was ihm schweren Loskauf und Verarmung zuzog, bis er zuletzt über diese Gegner doch wieder die Oberhand gewann.

Im Jahre 1005 forderte der Skalde Gunnlaug, wegen seines spitzen Mundwerks „Schlangenzunge" geheißen, um der geliebten Helga willen einen anderen Skalden namens Hrafn Onundarson. Auf der Flußinsel Oexaraholm findet der Zweikampf statt. Beiderseits halten Brüder die Schilde vor, um die Hiebe abzufangen, — nicht unähnlich den Sekundanten älterer Studentenmensuren auf Quartseite mit ihren Schlägern. Hrafn als der Geforderte hat den Anhieb. Schon dabei zerklirrt seine Klinge am Schildrand gegenüber, das Stück fliegt in Gunnlaugs Backe, und dessen Vater gelingt es daraufhin, wegen unvorschriftsmäßiger Verwundung eine Vertagung zu vermitteln. Bei der Wiederaufnahme des Kampfes, erst 1009 in Norwegen, kommen beide Gegner um.

Eine der aufschlußreichsten Erzählungen enthält die Vatnsdälasaga, die reiche und lebensvolle Geschichte der Besiedler des isländischen „Wassertals". Wie der streitsüchtige Prahlhans Berg darauf erpicht ist, den hochangesehenen und geruhigen Thorstein, den Vorsteher der Talgemeinde, zu rempeln; wie dann bei der zustandekommenden Doppelforderung Berg der Schmach des Kneifers verfällt und die Hohnstange gegen ihn mit ihren Runen aufgerichtet wird. —

Der Kürze wegen läßt sich hier nicht mehr auf die Aufnahme des Zweikampfes als Beweismittel und Gottesurteil bei Anfechtung der gegnerischen Eid-Aussage in das Gerichtswesen eingehen. Von allen Arten der Ordale oder Gottesurteile blieb der Zweikampf der vornehmste, weil den waffenfähigen Vollfreien vorbehalten. Daher wurde auch durch die zum Degen berechtigten Stände, geschichtlich mit Einschluß der Studenten, der Zweikampf trotz aller Strafen und gesetzlichen Verbote aufrechterhalten, — bis heute, da der deutsche Ehrbegriff keine ständische Abstufung mehr kennt.

Karl und der Tod.

Von **Arthur M. Fraedrich.**

In der neuen Halle knattern unterm Dach noch ein paar Niethämmer. Laufkatzen surren, schleppen Hilfsträger und Bohlen und Böcke in den Hintergrund; bis auf zwei, drei Laschen am Hauptträger und eine Versteifung am Eingang ist die riesige Montagehalle fertig. Schon sind Maler dabei, ihr mit Menninge für den Anstrich einen festen Untergrund zu geben.

Lange, der Anreißer, steht gebeugten Rückens vor dem letzten Träger, der mitten in der Halle aufgebockt daliegt. Schablone und Reißnadel und Körner hält er in der Faust. Er ist ganz versunken in seiner verantwortungsvollen Arbeit.

Karl, der junge, blankäugige Hilfsarbeiter, hält den stählernen Meßstab bereit und zeichnet nebenher um jeden angekörnten Punkt mit weißer Kreide einen Kreis zur besseren Übersicht für die Bohrerei. Er tändelt spielerisch hin und her, wie ein junges Fohlen, das zum ersten Male den Zwang der Sielen kostet. Dann und wann knurrt Lange ihn an; zum Sprechen reicht es dem Anreißer nicht bei der Arbeit.

Über den beiden, hoch droben in zwanzig Meter Höhe, schweben zwei Mann auf einer Hängebrücke und pressen knatternde Niethämmer gegen die letzte Lasche. Einer pfeift ein Lied, der andere lacht.

Das ist der Start für den Tod: Ein elektrischer Niethammer, an die zwanzig Kilo schwer, entgleitet zwei Fäusten, saust sich überschlagend herab, genau auf des Anreißers grauen Schädel zu. Es hallt ein Schrei, es gellt ein Pfiff. Der etwas schwerhörige Lange achtet nicht darauf. Er ist völlig aufgegangen in seiner Arbeit, er weiß nichts von dem Tod, der brausend und unheimlich schnell auf seinen Kopf zusteuert.

Aber da ist noch Karl, der Hilfsarbeiter. Er sieht das blinkende Geschoß, er wirft seinen jungen Körper ohne zu überlegen blitzschnell und mit voller Gewalt gegen den aufgebockten Träger. Der Träger wankt, kippt um, reißt Lange mit zu Boden.

Und im letzten Augenblick zischt das Geschoß herab, bohrt sich kaum eine Handbreit entfernt von dem Gefällten tief ein in den lockeren Sand der Halle.

Staub wirbelt auf. Stille.

Endlich krabbelt Lange unter dem Träger hervor. Er ist verdattert und todblaß. „Junge!" Der Ton bleibt ihm in der Kehle stecken. In seinem Blick stehen Schreck und Nichtbegreifen und aufsteigender Dank.

Karl zieht den Hammer aus dem Erdloch hervor.

„Laß' ihn gleich unten", ruft es von oben. „Wir sind fertig."

Er wischt das Ding, soeben noch die Wohnung des Todes, mit einem Putzlappen sauber und trägt es beiseite. Dann stellt er die Böcke wieder auf die Beine und sucht Anreißnadel und Körner und Schablone zusammen — alles dieses mit einer Selbstverständlichkeit, als wenn nichts Außergewöhnliches passiert wäre. Und als Lange mit bebender Stimme sagt: „Ich dank' dir schön, Karl! — Bist ein ganzer Kerl!" wundert er sich in aufsteigender Freude, daß der sonst so Wortkarge gerade ihm so viele Worte gönnt bei der Arbeit. Daß er dem Tod ein Schnippchen schlug — diese Tat ermißt er erst weit, weit später in ihrer ganzen Größe.

Wilhelm Busch

hat in dem nachstehenden Schlußgedicht der 1874 erschienenen „Kritik des Herzens seiner Mutter ein unvergleichliches Denkmal kindlicher Pietät und Dankbarkeit gesetzt:

O du, die mir die Liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr.
So manches Jahr, da ich allein,
Du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
So tritt zu mir dein treues Bild,
Dein treues Bild, was ich auch tu,
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn, ,
Nicht gut mein Tun,
Du hast mir einst so oft verziehn,
Verzeih auch nun!

Jeden Morgen stand sie vor 5 Uhr auf. Wenn wir von der Schlafkammer kamen, stand der Morgenkaffee mit gestrichenen Broten für alle bereit, hing die Wäsche fertig an den Schnüren. Manches Mal war sie schon um ½6 Uhr in die heilige Messe gegangen, trotzdem der Weg dahin 15 Minuten weit war.

Unsere Mutter war die älteste Tochter einer Familie von 14 Kindern, die im Jahre 1888 nach Amerika auswanderte. Sie blieb allein hier, weil sie mit dem fast doppelt so alten Kesselschmied verheiratete. Im ersten Jahr verloren sie durch einen unglücklichen Prozeß ihre kleine, kaum errichtete Werkstatt und so wurde ihre Ehe zu Beginn so mit Schulden belastet, daß sie nur noch für die Gläubiger zu schaffen hatten. Der Gerichtsvollzieher blieb einer der ständigen Gäste der Familie. Des Vaters Sinn verdüsterte sich durch dieses Unglück, er wurde auch körperlich krank und nun hatte die Mutter auch noch die Last der Werkstatt zu tragen. Mit ihrer schönen Handschrift machte sie alle Schreibarbeiten, lernte das technische Rechnen und führte die vielen Prozesse durch, die der Vater wider ihren Willen anfing. Sie machte es so gut, daß die Werkstatt auf ihren Namen eingetragen wurde, und ein Richter in einer Klageschrift wegen einer technischen Sache den Satz aufnehmen ließ: „Klägerin ist Fachmann!" — Die Krankheit des Vaters führte zu solch einem Martyrium, daß die wenigen Bekannten ihr rieten, sich von ihm zu trennen. Auch wir Kinder konnten ihr nichts anderes raten. Doch dann lächelte die Mutter traurig und stolz, jedesmal sagte sie: „Ich habe es Gott am Altar geschworen, meine Pflicht zu tun, — ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde!"

Und so wuchsen wir heran, einer nach dem andern, kamen in die Werkstatt, und als der Jüngste aus der Schule entlassen wurde, brach der Krieg aus. Am Morgen des ersten Mobilmachungstages gingen wir noch einmal alle zusammen in die Messe und in dieser Stunde schrieb ich, ihr zum Trost, mein Abschiedslied in ihr Gebetbuch: „Laß mich gehen, Mutter, laß mich gehen!" Von ihrem Mutterherzen fand das Lied den Weg ins Vaterland und wurde zum Abschiedslied vieler Kameraden, auch das Todeslied ihres Jüngsten, der am 12. September 1918 an der syrischen Front vor Bethlehem bei den Rückzugskämpfen vermißt blieb. Sie hoffte, er würde heimkehren, bis es keine Hoffnungen mehr gab. Dann wurde sie die Großmutter von acht Enkelkindern, pflegte den Mann in stiller Pflichttreue, bis er, 84jährig, starb. Als sie diesen Mann, ihr Schicksal, in Gottes Händen wußte, da war ihr Leben und ihre Mission erfüllt: sie erkrankte gleich hinterher und starb, genau auf den Tag ein Jahr später wie der Vater. Sie starb, wie sie gelebt hatte, unter unsagbaren Leiden, am Krebs.

Meine Mutter war nur von Gestalt und Körperkraft eine ganz kleine, schwache Frau. Ihre Seele jedoch war die einer großen Heldin. Sie war eine der Millionen stiller und schlichter Mütter des Volkes, die in christlicher Erkenntnis ihres Schicksals das Wort mit Blut und Leben zur Wahrheit machten: Besser Unrecht leiden, wie Unrecht tun!

Ich knie vor dem Bildnis meiner toten Mutter und erneuere den Schwur, den ich als kleiner Junge fest in mein Herz prägte: stark und groß zu werden, um ein Kämpfer zu sein für das Recht der Mutter auf ihr mütterliches Glück!

Aus dem Werk: „Die Mutter — Dank des Dichters". Eine Zusammenstellung zeitgenössischer Dichter, die in der Schriftenreihe „Der Eckart-Kreis", Band 10, im Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, erschienen ist.